

Der Spiegel

für



Kunst, Eleganz und Mode.

Lebster Jahrgang.

39.

Mittwoch, 17. Mai.

1837.

Berühmte Violinisten.

Corelli. — Geminiani. — Carbonelli. — Tartini. — Veracini. — Nardini. — Felice Giardini. — Giornowidhi. — Viotti. — v. Beriot. — Spohr. — Mayer. — Feder. — Vaganini. — De Buz.

(Fortsetzung.)

Man hat die Bemerkung gemacht, daß berühmte Violinspieler im reiferen Alter die Vollkommenheit in etwas Anderem suchen, als sie dies in ihrer Jugend thaten. Ihr Geschmak reinigt, ihr Feuer mäßigt sich, ihr Styl zeichnet sich durch Eleganz und durch die Vorneigung zum *cantabile* aus; sie suchen nicht mehr bloß Schwierigkeiten zu überwinden, oder durch Ueberraschung und Kraftstreich zu glänzen. Tartini selbst gesteht, daß er bis in sein dreißigstes Jahr wenig oder nichts geleistet habe. Die bekannte Anekdote seines Traumes beweist übrigens, mit welchem Eifer er den Studien obgelegen. Saland, welcher sie erzählte, hatte sie aus seinem eigenen Munde: „Im Jahre 1713 träumte nämlich eines Nachts Tartini, er habe einen Pakt mit dem Teufel gemacht, und dieser stehe nun zu seinen Diensten. Es war ihm, als habe er seine Violine diesem anvertraut, um zu sehen, ob sein neuer Diener im Stande sei, ihr harmonische Akkorde zu entlocken; wie groß aber war sein Erstaunen, als er eine höchst bizarre Sonate hörte, mit so vieler Ueberlegenheit und Geist vorgetragen, daß es mit nichts zu vergleichen war, was er je in seinem Leben gehört hatte. Erwacht durch den außerordentlichen Eindruck, den dies Spiel auf ihn machte, ergriff er augenblicklich seine Violine, in der Hoffnung, wenigstens einen Theil des Gehörten wiederzufinden, aber vergebens. Die Sonate, die er nachher komponirte, war in der That das Beste, was er je gemacht hatte, dessenungeachtet aber steht sie so tief unter dem, was er gehört zu haben glaubte, und was ihn so tief ergriffen hatte, daß er seine Geige zerbrochen und alle Musik auf immer verabschiedet hätte.

wenn es ihm möglich gewesen wäre, den Genüssen zu entsagen, die er seiner Kunst verdankte.“

Doktor Burney, ein geistvoller Schriftsteller und selbst ein guter Musiker, gibt uns eine Schilderung von dem Charakter des Styls Tartini's. Man muß jedoch bemerken, daß Burney Klavierspieler war, und daß sein Instrument der Antipode der Violine ist. Die Wirkung, welche Tartini auf seine Zeitgenossen ausübte, kann uns allein einen Maßstab zur Würdigung seines Verdienstes geben. Seine Kompositionen verlangen eine Hand, wie die war, die sie niederschrieb. Burney scheint uns ungerecht gegen den großen Künstler zu sein, aber sein Urtheil ist deshalb nicht weniger interessant.

„Tartini hatte Corelli zum Muster der Reinheit der Harmonie, und der Einfachheit seiner Modulationen genommen; er ließ ihn weit hinter sich durch die Fruchtbarkeit und Originalität seiner Kompositionen, nicht allein in Betreff der Melodien, sondern auch in der wahren Manier, sie als cantabile zu behandeln. Zu einer großen Anzahl seiner Adagio's fehlt nur ein Text, um vortreffliche und ergreifende Operngesänge daraus zu machen. Seine Allegro's sind zuweilen schwer auszuführen, aber seine Passagen, die zu gekünstelt erscheinen könnten, gab dem Künstler die genaue Kenntniß des Fingersatzes und sein mächtiger Bogenstrich an die Hand. Wenn indessen die von seinen Schülern gespielten Adagio's und Solo's von Vollkommenheit und seelenvollem Ausdruck zeugen, so scheint ihnen doch jene Kraft, jenes Feuer, jene Freiheit des Bogens zu fehlen, welche die modernen Symphonien erfordern.“

Man muß das Talent Tartini's des Violinspielers, nicht nach seinen musikalischen Kompositionen beurtheilen. Die erforderlichen Fähigkeiten zum Komponiren und zur ausgezeichneten Ausführung sind etwas sehr Verschiedenes. Unter hundert berühmten Musikern sind vielleicht neunzig nicht im Stande, selbst etwas zu komponiren. Die Flut von schwachen und geschmacklosen, oder ausschweifenden charakterlosen Kompositionen, mit welcher die musikalische Welt in unsern Tagen überschwemmt wird, hat ihre erste Quelle in der lächerlichen Eigenliebe der Klavier-, Harfen- und Violinspieler von Ruf. Diese Herren wollen durchaus für Genies angesehen werden, und wenn sie unsere Ohren bezaubern könnten, so würden sie uns mit ihren Werken allein überschütten, und wir müßten auf gebiegene Kompositionen Verzicht leisten. Die Art von Anbeterung, die ausgezeichneten Künstlern zu Theil wird, hat schon mehr als Einem den Kopf verdreht. Es gibt selbst gegenwärtig keinen Stand, der so viele egozentrische Menschen lieferte, als den der Musiker. Veracini war der extravaganteste Künstler seiner Epoche. Voll Vrahlerci, voll Eitelkeit und Eigendünkel, nannten ihn seine Mitbürger nur den capo pazzo (den Hirnlosen). Folgende Anekdote möchte ihm am besten charakterisiren.

Die berühmtesten Musiker Italiens vereinigten sich zu Lucca, um la festa della Croce zu feiern; Veracini, welcher den Einwohnern von Lucca nicht bekannt war, schrieb sich ein, um ein Solo zu spielen. Als er in das Chor eintrat, bemerkte er, daß man sein Anerbieten nicht sehr beachtet hatte, und daß Vater Laurenti, aus der Bruderschaft von Bologna, den Pult einnahm, an welchem das Violinsolo gespielt werden sollte. Damals bestand das Orchester der Hauptkirchen meistens aus Geistlichen. Veracini begab sich, ohne einen

Augenbl
men hat

des Kün
daß, w
wünsche
ber dre
des Dre
Iud ihn
einzune

gar nid
G
Stklich
Kraft n
meinen
Bravor
Direkte
diesem
il prim

hätte G
geben
hatte a
einzig
der G
land. G
ausgab
eine G
haupts
gio's,
Drchest

dini, f
tät, g
Violin
in Ita
Nerven
haben.
außer
welcher

Unkun
Senfat
den gr
ler Co

Augenblick zu zaubern, an den Pult, den der Mönch in Beschlag genommen hatte.

„Wo wollen Sie hin?“ fragte ihn der Bruder.

„Den Platz der ersten Violine einnehmen!“ war die einzige Antwort des Künstlers. Laurenti hielt auf sein Vorrecht; er erklärte dem Bewerber, daß, wenn er seine Kunst bei der Vesper oder bei der großen Messe zu zeigen wünsche, man ihm einen geeigneten Platz anweisen werde. Aufgebracht hierüber drehte Veracini dem Bruder den Rücken und setzte sich auf die letzte Bank des Orchesters, auf den untersten Platz. Als die Reihe an ihn kommen sollte, lud ihn Laurenti, der vermuthlich die Musik dirimirte, ein, der vordern Platz einzunehmen, um von dem Publikum mehr gesehen werden zu können.

„Nein,“ sagte Veracini, „ich spiele hier, wo ich bin, oder ich spiele gar nicht.“

Er fing an. Der Ton, den er seiner Violine entlockte, fesselte augenblicklich die Aufmerksamkeit der Anwesenden: solche Reinheit, Klarheit und Kraft war beispiellos. Die Ehrfurcht vor dem heiligen Orte konnte den allgemeynen lauten Beifall nicht verhindern. Am Ende jeder Passage hörte man die Bravourse sich erneuern, und der Virtuose rief, indem er sich gegen den alten Direktor des Orchesters mit triumphirender und verächtlicher Miene wandte, diesem zu: „So muß man die erste Violine spielen.“ (Cosi si suona per fare il primo violi.)

Veracini hätte mit aller Bequemlichkeit sein Glück gemacht, wenn er nur hätte Schüler annehmen wollen; aber er lehnte es durchaus ab, Lektionen zu geben, und machte nur zu Gunsten seines Neffen eine Ausnahme. Er selbst hatte auch nur einen einzigen Lehrer, seinen Oheim, und war auch er dessen einziger Schüler. Sein durchaus origineller Styl war bizarr, überfüllt. Mit der Geige in der Hand durchzog er Europa. Im Jahr 1745 kam er nach England. Er besaß zwei Violinen von Steiner, die er für die besten von der Welt ausgab. In Folge eines mit Frivolität gepaarten Aberglaubens hatte er die eine St. Peter und die andere St. Paul getauft. Veracini's Verdienst bestand hauptsächlich in dem Reichthum, der Tiefe und der Leichtigkeit seiner Arpeggio's, und in einer Stärke des Tones, der sich mitten aus dem lärmendsten Orchester heraus vernehmen ließ.

Man pflegt von Tartini zu sagen, er spreche mit seinem Bogen. Nardini, sein bester Schüler, zeichnete sich, mit nicht so schneidender Originalität, gleichfalls durch einen rührenden und wahren Vortrag aus. „Seine Violine,“ sagte der Präsident Dupaty, der das Glück hatte, ihn im Jahre 1783 in Italien zu hören, „seine Violine ist, oder hat eine Stimme. Er hat die Nerven meines Ohrs auf eine Art erschüttert, wie sie noch niemals vibriert haben. Bis zu welchem Grade der Feinheit theilt Nardini die Lust! mit welcher außerordentlicher Geschicklichkeit berührt er die Saiten seines Instruments! von welcher Kunst und welcher Reinheit zeugt nicht sein Vortrag!“

Nardini kam nie nach England; aber die Engländer wurden durch die Ankunft Felice Giardini's entschädigt, der eine, bis zu Paganini unerhörte Sensation erregte. Felice Giardini, im Jahr 1716 zu Turin geboren, hatte den größten Theil seiner musikalischen Erziehung von Comis, einem der Schüler Corelli's, erhalten. Im siebzehnten Jahre reiste er nach dem Gebrauche

der damaligen Zeit, um sein Glück in den Hauptstädten zu machen. Von Rom begab er sich nach Neapel; nach einem kurzen Aufenthalte in den in musikalischer Beziehung vornehmsten Städten seines Landes, durchzog er Deutschland, und landete im Jahr 1750 in England. Ein friedlicher Eroberer, feierte er seinen ersten Triumph in einem Konzerte, das zum Besten der Sängerin Cuzzoni gegeben wurde, die bei der italienischen Oper stand, und in großer Gunst war, die aber, als sie alt wurde, mit Schönheit auch ihr Talent verlor. Das Publikum bürste sich gegen seine gestürzten Herrscher mittheiliger zeigen. Schon allein die Erinnerung an das genossene Vergnügen sollte dasselbe zu etwas mehr Galanterie gegen eine alte Sängerin bestimmen. Das Auditorium der Cuzzoni vergaß diese Pflicht, als glücklicherweise für die Benefiziantin der junge Italiener erschien. Die ersten Töne seines Instrumentes verschleuderten den üblen Humor des Auditoriums; an die Stelle der Unzufriedenheit trat Ueberschätzung, und dieser folgte Entzücken. Der Künstler hatte seinen Bogen noch nicht weggelegt, als der Sturm losbrach, aber nicht das Weifen des Sturmes, sondern der Donner der Bravo's ließ sich vernehmen. Herrik hatte nie einen rauschenderen Beifall erregt. Das Glück Giardini's wäre von diesem Tage an gemacht gewesen, wenn er sich mit dem Glücke des Künstlers hätte begnügen wollen.

Sein erster Fehler war sein gieriges Streben nach Gewinn, das man sonderbarerweise bei den meisten fremden Künstlern findet. Im Jahr 1754 erhielt er die Direktion des Orchesters in der Oper; zwei Jahre später aber faßte er die unglückliche Idee, durch Uebernahme des Theaters gemeinschaftlich mit der Signora Mingotti schnell sein Glück zu machen; diese Spekulation ruinirte ihn. Genöthigt, sich wieder zu seinem Gewerbe zu wenden, nahm er Schüler an, und gab einige Konzerte. Die Katastrophe hatte seinen, ohne dies grillenhaften und mürrischen Charakter noch mehr erbittert; das Alter näherte sich mit schnellen Schritten. Indessen hätte er nach einem dreißigjährigen Aufenthalte in England, und nach der glänzenden Rolle, welche er daselbst gespielt hatte, auch in seinen alten Tagen auf das öffentliche Mitgefühl rechnen dürfen; aber er zerriß die alten Bande, um in Begleitung William Hamiltons eine neue Laufbahn in Italien zu beginnen. Italien hatte ihn vergessen; jüngere Talente theilten sich in die öffentliche Gunst. Er kehrte wieder nach England zurück, allein fünf Jahre der Abwesenheit hatten auch hier Alles verändert. Die Wassersucht bedrohte ihn, seine Aussicht wurde von Tag zu Tag schlechter, und so mußte er sich noch glücklich schätzen, in demselben Orchester, dessen Jupiter er war, als ein Ueberzähliger eine Anstellung zu finden. Er versuchte es mit einer opera burletta in dem kleinen Theater von Hay-Market, und scheiterte. Er reiste nach Petersburg, wohin ihm sein Mißgeschick folgte, Moskau war ihm eben so wenig günstig, und er starb daselbst in seinem achtzigsten Jahre. Dies war das unglückliche Ende eines Künstlers, dessen Schule sich noch lange Zeit nach seinem Tode erhalten hat. Auf Giardini folgte ein Violinist, dessen vollendete Kunst der klassischen Schule augenblicklich ihren Ruf sichern mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Seltene Geistesgegenwart.

Ein Schieferbeker, der auf einem sehr hohen Dache arbeitete, wurde von einer Art Schwindel befallen und glitt bis an den Rand des Abgrundes, der sich unter ihn öffnete. Hier hielt sich der Unglückliche durch einen verzweifeltten Kraftauswand mit den Nägeln an der Dachtraufe fest und schwebte so einige Augenblicke in der Luft. Er suchte nicht sein Leben zu retten, er fühlte das Bleib unter seinen Händen nachgeben; er wollte nur den Maurern, die unten arbeiteten, Zeit lassen, sich zu entfernen, nahm deshalb noch einmal seine ganze Kraft zusammen, schrie so laut er konnte und daß die Arbeiter unten aufmerksam werden mußten: „vorge sehen unten!“ ließ die Hände los und fiel mit ausgebreiteten Armen, unter dem wiederholten Rufe „vorge sehen unten!“ herab. Er wurde schrecklich zerschmettert und hatte nur einige Minuten zu leben, aber er verschied mit einem Lächeln auf den Lippen und sagte noch vorher zu den um ihn stehenden Arbeitern: „Ich bin unverheirathet und hier standen zehn Familienväter.“

Ansichten. Urtheile. Begebnisse.

Theater.

Vesth (16. Mai). Es hat sich einmal ein gutmüthiger Enthusiast dadurch an den Musen vergangen, indem er den Verfasser des „Alpenkönigs“ mit dem Schöpfer des „Hamlet“ verglich. Apollo vergebe ihm: er war wenigstens in seiner Ansicht originell. Aber seine zahlreichen Nachbeter mögen auf keine Verzeihung hoffen; denn nicht nur, daß sie nichts erfanden, so schädeten sie ihrem Gefeierten — der solcher Protektoren wahrlich nicht bedurfte — durch ihre Unbeholfenheit mehr als sie ahnten; so daß er füglich sagen konnte: „Himmel, schütze mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon fertig werden.“ Vausibler ließe sich eine Parallele zwischen dem großen Britten und dem Verfasser des „Lumpazivagabundus“ ziehen, wenn auch die Sache mehr negativ ausfiel. So z. B. könnte man sagen: Shakespeare hält sich nicht genau an Einheit der Zeit und des Ortes der Handlung, Hr. Nestroy

auch nicht; Th. ist hie und da unverständlich, Hr. N. auch; Th. zeigt uns die liebe Natur oft in nakter Gestalt, Hr. N. auch; Th. wirft manchmal die Szenen auf's Gerathewohl durcheinander, Hr. N. auch; Th. ist unerschöpflich, um die Lachmuskeln durch derbe Zotenkost in Aufregung zu erhalten, Hr. N. überbietet ihn hier u. s. w.; aber, wird man einwenden, Th. ist doch ganz etwas Anderes; ich antwortete: Hr. N. ist auch ganz etwas Anderes und das Recht ist auf meiner Seite, was indessen N's unverkennbares Talent keinesweges beeinträchtigen soll. — Nach diesen Prämissen habe ich die Ehre den geschätzten Lesern dieses Blattes anzuzeigen, daß Hr. Nestroy, der beliebte Lokalkomiker und resp. Dichter vom Theater an der Wien, nachdem er seinen Gastrollen-Cyklus in Ofen mit Beifall beendigte, am 13. d. M. einen solchen in Vesth begann, und zwar erschien er als Schuster in seinem „Lumpazivagabundus“, welche Poffe diesmal, ich weiß nicht ob unter Inspektion des Verfassers, vermehrt

und verbößert mit etnigen neuen Scarsillen und Nuditäten erschien, als wenn sie nicht schon vorhin mit er-spriesslichen Lehren für unsere Hoff-nungsvolle Töchter genug gespilt ge-wesen wäre. Wahr ist es indessen, daß „Lumpazivagabundus“ das gelungenste Werk dieses Dichters ist; doch steht der erste Akt weit über die bei-den folgenden und das Höchste darin ist das klassische Lied von Eduard und Kunigunde. Die Charaktere erscheinen auch originell und doch so lebendig ge-zeichnet, die Handlung bewegt sich rasch und munter vorwärts; wenn nur das lange und langweilige im Himmels-reich spielende Vorspiel wegbliebe oder um $\frac{1}{10}$ abgekürzt würde, und wenn der Traum, der Losankauf und die Zies-lung etwas größere Intervallen hät-ten, damit die Sache etwas mehr Ges-fügigkeit und Probabilität gewönne, so könnte man diesem Akt eine Art vollkommene Trefflichkeit beilegen, ohne in weitere Grübeleien einzugehen, ob das Verdienst mehr Hn. Nestroy oder dem sel. Weissfog zuzuschreiben wäre, denn daß N. mit vielem Geschik den Roma-nestoff bearbeitete, bleibt unbestritten. Die beiden andern Akte aber sind schon loferer Konstruktion. Vieles ist bei den Haaren herbeigezogen und die Charak-tere sind wetterwendisch und unbestimmt. Aber Laune und Witz — auf das Ma-terial kommt es nicht an — gehen Hrn. Nestroy niemals aus, und die Poffe unterhält sein Publikum von Anfang bis Ende. — Hrn. Nestroy's Schau-plaz ist das Theater an der Wien, die, dem Volumen nach, größte Bühne der Residenz und daher mag es wohl auch kommen, daß er sich auf der noch etwas extensivern Bühne zu Pesth heimi-scher fand, als auf der kleinen zu Ofen, so daß er hier auf größere Theil-nahme rechnen kann. Gestalt und De-gau finden da ihren geeigneten Raum.

Hr. Nestroy gab den astronomischen Schuster mit einer Laune, die um so wirksamer hervortritt, als sie keine ge-machte ist. Er läßt sich durch nichts außer Fassung bringen, behauptet stets eine gleiche steife Ruhe und bleibt bei seiner Maß „Gemischtes“ im Trokes-nen. Wenn eine große Parthei irgend einen seiner Vorgänger bevorzugen möchte, so hat sie nicht in allen Thei-len recht. Hr. Nestroy gibt seine Rolle im Geiste des Dichters: er gibt und nimmt ihr nichts; während ein übrigs-geß sehr verdienstlicher Vorgänger dies-tem Geiste noch einen andern hinzu-fügt, wodurch die Rolle vielleicht geiz-tiger, aber schwerlich richtiger wird. — Im Gesange weiß Hr. N. mit sei-ner guten und sonoren Stimme recht viel Drollerie hervorzubringen, und darin gefiel er am Meisten. Das Kos-metenlied mußte er, ich weiß nicht wie oft, wiederholen. Im Ganzen war die Aufnahme eine sehr günstige, er wurde einige Mal gerufen und der Direktion ist es zu danken, daß sie auch dem Pesther Publikum Gelegenheit ver-schaffte, den „Aristophanes von der Wieden“ von Angesicht zu Angesicht ken-nen zu lernen. — Hr. Lang war als Schneider Zwirn sehr vorzüglich und erhielt die Lacher in steter Bewegung; er ward wiederholt gerufen. Hr. Donua nahm den Tischler von einer gemüthlich-humoristischen Seite auf und that wohl daran. — Die zweite Rolle des Hrn. Nestroy, am 15. d. M., war der Jo-hann, in seiner Poffe: „Zu ebener Er-de 3c.“ Das Haus war, trotz des mörs-derischen Regens, sehr voll, und der Beifall gesteigert. J. M.

Mignon-Zeitung.

Brüssel. In Belgien wird nach einer neuen Sitte von jedem Stammgaste der Trint-, Rauch- und

Opelstuben täglich ein kleiner Beitrag für die Armen gegeben. Diese Sitte, welche jährlich einen großen Theil der Armenkosten deckt, wird durch das einfache Mittel der Behörden, daß die Gesellschaft, die nach Ablauf des Jahres das Meiste eingeliefert, einen Ehrenkranz erhält, sehr befördert. Dieser Ehrenkranz wird im Triumph im Gesellschaftslokale aufgehängt.

Buntes aus Paris. Bei einer Jagd in der Nähe von Boulogne für Mer erdrückte ein Bauer einen Eber in seinen Armen! — Zwei Fischer fanden vor einigen Tagen in der Seine ein kleines mit Stahlschrauben belegtes hölzernes Kästchen. Das Schloß war noch ganz gut erhalten und die Kiste luftdicht verschlossen. Auf dem Deckel bemerkte man halbverwischte Lilien und die Chiffre M. B. mit einer doppelten Königskrone darüber. Die Fischer zerbrachen das Kästchen, fanden aber statt des Goldes und der Diamanten, die sie erwartet hatten, zu ihrem Entsetzen einen einbalsamirten und vollkommen erhaltenen Menschenkopf. Unten auf dem Boden lag eine Schärpe, getrocknete Blumen und ein kleiner Dolch mit blutbefleckter Spitze. Ein berühmter französischer Geschichtschreiber kaufte diesen Fund u. glaubt, dieses Kästchen habe der Gemahlin Heinrichs IV., Margarethe von Valois, angehört. Dann würde dieser Kopf jener von Conas sein, den sie einbalsamirt nach dem tragischen Tode dieser Person aufbewahrte. — Der bekannte Baron Taylor hat auf seiner Reise in Spanien für die französische Regierung 300 Gemälde der ersten Meister für ungefähr 700,000 Franks gekauft. — Das Museum in Versailles, das von Ludwig Philipp angelegt worden ist, enthält 1110 Portraits, 784 Gemälde und 450 Statuen und Büsten. — Man findet

hier die Creolinen, deren mehrere vom Mississippi nach der Seinestadt kamen, so allerliebste, daß die Französinen darüber eifersüchtig werden. Besonders verbrieft es die Letzteren, daß in den an die Creolinen gerichteten Poesien so viel von der natürlichen Grazie die Rede ist, da die Französinen doch glauben, diese natürliche Grazie sehr gut einstudirt zu haben.

Buntes aus London. Man errichtet hier gegenwärtig auf Aktien einen ungewöhnlich großen Begräbnißplatz unter dem Namen Necropolis (Todtenstadt). Lord Nugent, der an der Spitze der Gesellschaft steht, ist bei dem Parlamente um einen Freibrief eingekommen. — Man bietet jetzt in den Londoner Zeitungen transportable Häuser für die Auswanderer nach Amerika und Australien zum Verkaufe aus. Das größte kostet 48 Thaler. — Am 2. Mai fand hier in London die Hinrichtung des Mörders Greenacre Statt. Die Neugierde war so groß, daß man schon zwei Tage vorher 1 bis 2 Guineen für ein Fenster am Richtplatz bot. Als Greenacre erschien, wurde er vom Volke mit Scheul empfangen; die Hinrichtung ging schnell vor sich, und als der Verbrecher, nach dem englischen Kunstausdruck: „in die Ewigkeit geschleudert worden war“, ertönte Freudengeschrei. Das Volk drängte sich hinzu, um sich an der Leiche des Gerichteten zu weiden; auch hier bildete das schöne Geschlecht die Mehrzahl, und das Gedränge war so fürchterlich, daß man besorgte, es möchten mehrere Personen dabei das Leben verloren haben. — Es ist doch eine schöne Sache um die Zivilisation! Im englischen Parlament kommt es häufig vor, daß ein Redner, zufällig oder absichtlich dem grade anwesenden Minister die größten Injurien sagt. So wurde z. B. der Herzog von Wellington

ton neulich im Parlamente ein „verbutterter Korporal“ u. „militairischer Knirps“ genannt. Was hätte das in fröhern unkultivirten Zeiten für ein Halloh gegeben! — Jetzt erhebt sich der Lordkanzler oder wer sonst der Beleidigte ist, ganz ruhig von seinem Sitze und fragt mit der größten Höflichkeit: „ob das ehrenwerthe Mitglied zum Lordkanzler als solchem, oder als Person gesprochen, und ob die Beleidigung persönlich sei?“ Sagt nun der Redner, daß sie nicht persönlich sei, sondern daß er nur den Lordkanzler als solchen als das erbärmlichste Ding verachte, so ist der Beleidigte als Mann befriedigt, und stört den Redner nicht weiter.

M.

Leipzig. Von der Ostermesse wird ein Handschrift über den letzten türkisch-egyptischen Feldzug angekündigt, die der Fürst Wücker-Muskau herausgibt, welcher auf eine geheimnißvolle Weise dazu gekommen sein will. Sie enthält viele noch ungedruckte diplomatische Aktenstücke über die türkisch-egyptischen Differenzen und die europäischen Vermittlungsversuche.

B.

Local-Zeitung.

Neuer Gartensalon. „Der Mensch lebt, nicht um zu essen und zu trinken, sondern der Mensch ist und trinkt, um zu leben.“ — Das ist immer recht hübsch gesagt, auch zum Theil wahr, aber — es gibt doch Menschen, die gewiß ihr Mädchen so gut wie Tausende zur großen Weltentzue liefern, und doch, wenn sie auch nur essen und trinken um zu leben, lieber gut essen und trinken wollen; selbst ein gewisser Kant, der so schon über Enthaltbarkeit geschrieben, war ein Lekermaul, ein Feinschmecker.

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postsendung 5 fl. Auf Vollpappe mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. und postfrei 6 fl. E. M. — Man pränumeriert im Kommissionsamt zu Ofen (Festung, außerhalb des Wasserthors), in E. Millers u. F. Tomasas Kunsthandlungen zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

Leider gehöre ich auch zu dieser Sorte. — Mir gilt ein delikat zubereiteter Schmaus, genossen in einer heiteren Gesellschaft, in einem schönen freundlichen Lokale sehr viel, und gewiß sind die meisten Leser des Spiegels auch keine „Kostverächter“ und lieben so gut wie ich und Viele, gut zubereitete Speisen, trefflichen Wein (nicht durch Kunst, sondern durch Jahre veredelt), freundliche Gesellschaft und schönes heiteres Lokale. — Alle diese Vorzüge finden sich bei uns in Pesth in der Drei-Trommel-Gasse, in dem neu etablirten Garten des Hrn. Wagner, wo der Pächter dieses schönen Lokals, Herr Franz Gastel, durch zuvorkommende höfliche Bedienung, Alle, die ihn besuchen, zu festeln weiß. — Was die Echtheit des Weines anbelangt, so genügt es zu bemerken, daß diesen Herr Wagner, der Hauseigentümer und Errichter des Gasthofes: „Zum Jägerhorn“, vorsetzt. — Die Malerei des Hrn. Engert in dem schönen Gartensalon ist recht freundlich und effektiv. Nun habe der Himmel auch eine freundliche Witterung und Pesth hat auch seinen Spert-Garten.

Dr. Civitta.

„Fludg-Gravirkunst.“ Unseren geachteten Lesern und schönen Leserinnen empfehlen wir die Arbeiten des Hrn. L. Wickers, k. k. ausschließlich priv. Fludg-Gravirer aus London, der durch eine eigene Vorrichtung Platten verfertigt, womit sich Jedermann in Zeit einer Minute die zierlichsten Wappen, Namen, Vintbilletts, Adressen, Wechsel, Noten, Signaturen, Oblaten &c. &c. auf Papier, Holz, Leinwand und alle andere Stoffe mit Gold, Silber oder was immer für Farben, auch mit gewöhnlicher Dinte selbst drucken kann, und dazu nur einen gewöhnlichen Haarpinsel u. außer der Platte, nur die beliebige Farbe oder Dinte braucht. Auch verfertigt er eine unauslöschliche und durchaus unschädliche Dinte, die bestens zur Markierung der Wäsche geeignet ist. Wir haben die Platten des Hrn. Wickers gesehen; sie zeichnen sich durch Eleganz, Geschmak und Zweckmäßigkeit aus. Er wohnt an der Ecke der Wag-Gasse und Donauzille, im v. Ratschen Haus, Nr. 29, 2. Stof, Thur, Nr. 15.

D.

Corelli. Felice C.

Termo im durchreisete; Vi und von war. Im verschiedene ren und nicht Zeit nach Deut Jahre 180 dens, daß zu sterben er hatte i „Er war, des Salen wandt, ur Bekantfch einem Non über welch andere Au ungeachtet